

Zeitschrift: Toggenburger Annalen : kulturelles Jahrbuch für das Toggenburg

Band: 2 (1975)

Artikel: Obertoggenburger Sagen : erzählt von Lydia Clara Oberegger-Egli

Autor: Oberegger-Egli, Lydia Clara

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-883826>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 26.12.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Mein Leben

Am 6. 9. 1916 bin ich in Alt St. Johann geboren. Wir wohnten an der Thur und besaßen ein altes Bauernhaus mit einem prächtigen Garten, mit Bäumen und Sträuchern, die mein Vater mit viel Liebe selbst gepflanzt hatte. Weisse Geranien schmückten unsere Fenstersimse, ein Hobby meiner Mutter.

Schon in der Jugend meines Vaters waren die Zeiten schlecht. Obwohl mein Vater drei Realschulklassen in Wildhaus absolviert hatte, konnte er nur den Beruf eines Stickers erlernen. Die Stickerei blühte damals und jeder Familienvater, der sich eine Stickmaschine kaufen konnte und das geeignete Lokal dazu besaß, konnte den Unterhalt mit seiner Familie mehr oder weniger kümmerlich fristen. Den Bauern ging es bedeutend besser. Mein Vater nahm zusätzlich noch den Posten als Hilfsbriefträger an, weil der damalige Dorfbriefträger oft krank war. Wir waren vier Kinder; da ich die Kräftigste von allen war, musste ich oft mit auf die Tour. Unterwegs gab es eine Menge Schönes zu sehen. Ich lernte die Einsamkeit kennen

und die freie Natur. Damals ersann ich die ersten Märchen und ich erzählte sie dann meiner Mutter zu Hause. Meine Grossmutter war der Inbegriff alles Guten für mich. Sie erzählte mir schöne Sagen, die ich in einer Schublade in meinem Gehirn versorgte. Auch Sennen und alte Leute erzählten mir oft gruselige Sagen.

Mit elf Jahren veröffentlichte ich im «Werdenberger Anzeiger» mein erstes Gedicht. Als ich es gedruckt sah, hatte ich eine unbändige Freude und ich fühlte mich schon weltberühmt. Zu gleicher Zeit etwa machte ich bei einem Sagenwettbewerb mit und bekam den zweiten Preis. Mein Name wurde veröffentlicht. Das war himmlisch für mich. Für die Zeitschrift «Der Sonntag» schrieb ich zwei Märchen. Sie wurden angenommen mit der Aufmunterung, noch mehr zu schreiben. Eine wahre Begebenheit schickte ich dem «Beobachter». Die Geschichte wurde gut honoriert.

Ich besuchte damals nur die Primarschule und anschliessend ein Jahr Fortbildungsschule. Ich wäre so gerne ans Konservatorium gegangen, aber damals gab es für Schüler noch keine Stipendien. Nach der Schule ging ich zu meinem Onkel, der Pfarrer in Kobelwald war, und zu meinen Grosseltern, die bei ihm wohnten. Da meine Grosseltern noch sehr rüstig waren, durfte ich mich unter der Leitung meines Onkels weiterbilden. Er gab mir, zusammen mit angehenden Studenten, Griechisch- und Lateinstunden. Unter seiner Leitung musste ich auch die fehlende Realschule nachholen.

Nach einigen Jahren musste ich meine geliebte zweite Heimat verlassen, um meinen Eltern beizustehen, die mit der Stickerei fast nichts mehr verdienten. Ich verdingte mich als Dienstmädchen und könnte es nicht wiedergeben, wie sehr ich ausgebeutet wurde. Da ich später in St.Gallen arbeitete, besuchte ich das Abendgymnasium. Nach der Abschlussprüfung wären mir alle Wege zum Studium offen gestanden. Aber während des Zweiten Weltkrieges ging es meinen inzwischen schon älteren Eltern finanziell schlecht, und ich verdiente mir das Brot als Lektorin für verschiedene Verlagsgesellschaften. Ich fand auch meine schöpferischen Kräfte wieder, die ich verloren glaubte, schrieb fleissig Tag und Nacht und hatte fast überall Glück, wo ich meine Manuskripte einsandte.

Erst mit 32 Jahren verheiratete ich mich. Mein Mann war Witwer und ich betreute nun seine zwei schon fast erwachsenen Kinder. Eines Tages entdeckte ich

noch ein anderes Talent in mir. Das war die Malerei. Da mein Mann früh kränkelte, arbeitete ich wieder Tag und Nacht. Ich entwarf Sujets für Wandbehänge in Kinderzimmer und malte auch die passenden Lampenschirme dazu, alles Märchen. Wir wohnten lange Zeit im Tessin. Leider verlor ich meinen Gatten und Lebensgefährten viel zu früh, aber die nun erwachsenen Kinder standen mir treu zur Seite. Nach fünfjähriger Witwenzeit verheiratete ich mich wieder. Zuerst wohnten wir in Kilchberg ZH. Seit zwei Jahren bewohnen wir unser Eigenheim in Ebnat-Kappel. Ich bin nahe bei meiner Heimat und gehe oft dorthin.

Für den «Altoggenburger» wurde ich inzwischen Briefkastentante. Ich schreibe oder male jeden Tag. Etwa hundert Gedichte habe ich in meinem Leben veröffentlicht und mehrere Romane für Zeitschriften geschrieben. In den letzten Jahren sind zwölf Gedichte von mir vertont worden. — Am liebsten schreibe ich heute Sagen, die ich von meiner Kinderzeit aus einer Gehirnschublade hervornehme oder von alten Leuten in Stichworten zu hören bekomme. — Ich habe den Wunsch, sämtliche Toggenburger Sagen in Buchform herauszugeben. — Der nahe Lebensabend kommt für mich und ich hoffe, dass ich noch lange schreiben und malen darf.

Der Geist aus dem Burst

Zuoberst auf dem Alt St. Johannerberg steht zuhinterst auf dem Burst ein altes Bauernhaus. Es ist immer noch bewohnt, und mancher Städter wünschte sich, an einem solch schönen Flecken zu wohnen, wo Wiesen und Voralpen schon ineinanderfliessen. Dort wohnte vor vielen Jahren ein gastfreundlicher Bauer mit seiner Familie. Sie waren wohlhabende Leute und gaben gerne, wenn jemand an ihre Türe klopfte und um ein Almosen bat, denn damals war das Betteln an den Türen noch erlaubt. In einer stürmischen Spätherbstnacht klopfte es auch wieder einmal an ihr Haustor, und ein Zigeunerehepaar (damals waren Zigeuner in unsern Gegenden noch keine Seltenheit) stand vor der Türe und bat um etwas Essen und um ein Nachtlager. Morgen in aller Frühe wollten sie wieder weiterziehen. Die Bauersleute liessen das Paar ein, gutmütig, wie sie waren, und gaben ihm eine kräftige Abendsuppe. Die Zigeuner assen

mit grossem Appetit, und dies freute die Gastgeber. Nach der Mahlzeit machte ihnen der Bauer über dem Stall ein Heulager zurecht, wie es damals Brauch und Sitte war.

Wohlig streckte sich das müde Paar, das den ganzen Tag gelaufen war, auf dem Heu aus. «Hater, mein Mann», sagte die Zigeunerin zum Mann, «morgen müssen wir früh schon von hier weg, bevor die Bauersleute aufgestanden sind. Die würden ein schönes Gezeter machen, wenn sie wüssten, dass wir ihnen den grössten Schinken über dem offenen Herd in der Küche abgehängt haben.» Der einzige Bauernsohn, etwa 14 Jahre alt, war noch unter ihnen im Stall. Er hörte ihr Gespräch und war nicht schlecht wütend darüber. «Die undankbaren Zigeuner, die eine Gastfreundschaft derart missbrauchen», knirschte er. Er dachte sich einen listigen Streich aus, wie er das Paar da oben auf dem Heu erschrecken könnte. Er erzählte seinen Eltern kein Wort über das Gehörte, tat, als ob er ins Bett ginge. Die Bauersleute bemerkten den Diebstahl nicht, da es schon ziemlich spät war und beide nichts mehr in der Küche zu tun hatten. Sie gingen auch zu Bett. Der Bub machte sich aber verstoßen an die Arbeit. Er höhle eine Rübe, die so gross wie ein Menschenkopf war, aus. Als Augen gab es nur Löcher, die er mit schwarzer Tinte umrandete. Dann schnitt er, dort wo die Nase sein sollte, ebenfalls ein Loch aus, umrandete es auch mit schwarzer Tinte. Dann machte er noch einen breiten, grossen Mund und kerbte das Loch so aus, als steckten grosse Zähne drin. Es entstand ein richtiger Totenkopf mit grinsendem Mund, der ihm sehr gut gelungen war. Darnach steckte er eine brennende Kerze in den Gespensterkopf und oben befestigte er noch eine lange Schnur und schlich sich auf die Tenne, die über dem Heulager war. So stand er auf der Tenne, mucksmäuschenstill. Er hörte immer noch die beiden Zigeuner miteinander sprechen. Nun liess er mit der Schnur den Totenkopf hinunter, gerade vor die entsetzten Gauner. «Hater, das ist gewiss ein Geist. Vielleicht ein Vorfahre dieser Leute, die da wohnen. Der hat uns wohl zugesehen, wie wir den Schinken in der Küche abgehängt haben.» «Du könntest recht haben», meinte darauf ihr Mann. «Wir wollen für den Geist beten.» «Du und beten, kicherte darauf die Zigeunerin, Hast dein ganzes Leben lang nie gebetet, höchstens geflucht. Aber ich will es versuchen. Vielleicht geht dann der Geist weg und lässt uns wenigstens für ein paar Stunden schlafen.» Sie betete auf ihre Art, so wie sie es eben verstand. «Muta», sagte

bald darauf der Zigeuner. «Jetzt darfst du mit Beten aufhören. Der Geist ist verschwunden.» Und richtig, der grinsende Totenschädel war weg, denn der Bub hatte ihn wieder mit der Schnur auf die Tenne gezogen. «Wollen wir schlafen, Hater?», fragte die Zigeunerin ihren Mann. «Das Gebet hat geholfen, siehst du.» Sie schliefen rasch ein, aber sie bekamen keine Ruhe, denn sie wurden durch ständiges Stubsen geweckt. Da war der leuchtende Geisterkopf wieder über ihnen und grinste sie höhnisch an. «Wir müssen nochmals beten, Mann», sagte die Zigeunerin. «Wahrscheinlich war mein Gebet dem Geist zuwenig.» «Ja, Weib, tu das. Sonst lässt uns das Gespenst wohl die ganze Nacht keine Ruhe.» Endlich rief das Zigeunerweib aus: «Mann, der Geist lässt uns niemals schlafen, bevor wir den Schinken nicht an den alten Platz tun.» «Hm, du könntest recht haben, Weib», erwiderte darauf der Zigeuner. Sie gingen auf leisen Sohlen aus dem Heugaden und schlichen in die Küche, hängten den Schinken wieder an seinen alten Platz und legten sich darauf auf ihrem Heulager erleichtert nieder. Sofort schliefen sie wieder ein.

Der Geist kam nicht wieder. Der Bub lachte leise in sich hinein. Da er selber auch müde war, schlich er sich in seine Kammer und schlief den Schlaf der Gerechten. Am frühen Morgen bedankten sich die Zigeuner bei den Bauersleuten. Sie hätten herrlich geschlafen. Sie bekamen noch ihr Frühstück und eine Wegzehrung. Erst als die Zigeuner schon wieder über alle Berge waren, erzählte der Lausbub seinen Eltern den Streich, den er den diebischen Zigeunern gespielt hatte. Die Eltern lachten nicht schlecht darüber, und vielleicht war es für die Zigeuner eine Lehre für lange Zeit.

Das Zunnemannli auf der Alp Gräppelen

Vor uralten Zeiten sassen die Hirten, die Sommers mit ihrem Vieh die Alp Gräppelen bevölkerten, manche Abende gemütlich zusammen. Oft jassten sie, sie erzählten sich gegenseitig Geschichten aus vergangenen Zeiten oder auch Begebenheiten, die man von Tag zu Tag erlebte. Jedesmal, wenn sie zusammenkamen, gab es eine «Zunne», wie die Toggenburger sagen. Oder sie schwangen mit einem grossen Besen den Nidel zu Schaum. Das gab dann einen ganzen Kessel voll, und die Leute, die hungrig waren, weil die Abende kalt blieben, wurden

alle satt. Manch einer unter ihnen hatte einen selbstgebrannten Kräuterschnaps in der Hütte. Weil man aber keine Gläser besass, tranken sie der Reihe nach aus der Flasche. Und oft kam es vor, dass ein Senne, der gar zu tief in die Flasche geguckt hatte, ein Räuschlein bekam. Eines Abends, als alle Hirten ihr Vieh versorgt hatten und ein Senne, an dem die Reihe der Bewirtung war, die Zunne für die Gäste bereitete, klopfte es schüchtern an das Hüttentor. Das war sonst nicht üblich. Die Sennen besuchten einander ohne anzuklopfen. «Herein», sagte der Senne. Da kam ein zusammengeschumpftes Mannli in die Hütte und bat, auch mithalten zu dürfen bei der «Zunneessete». Das Mannli schaute dabei ängstlich zu dem grossen, stämmigen Hirten empor und hatte wohl Angst, dass er abgewiesen würde. Aber dieser sagte: «Warum sollst du nicht? Wenn die andern satt werden, wirst du kleines Männchen bestimmt auch noch deinen Teil abbekommen.» Das Mannli nahm einen Holzklotz und setzte sich an den Tisch, ganz nahe ans Feuer. Es war, als fröre er.

Als die Sennen kamen, sahen sie verwundert auf den seltsamen Gast. In der Mitte des Tisches war ein grosses Loch ausgekerbt, und die heisse «Zunne» wurde hineingeschüttet. Die Sennen freuten sich riesig auf den heissen Brei. Alle setzten sich an den Tisch. Zuerst wurde das alte Toggenburger-Gebet gesprochen: «Bhüet ös Gott ösers Höttli, ösers Vehchli und ösers alles zäme, Amen.» Dann assen sie schweigend. Aber sie staunten nicht schlecht, als sie sahen, dass das eingeschrumpfte, verhutzelte Mannli so hastig und futternidisch ass. Er war mit seinem Löffel immer schneller als die andern, und ehe man sichs versah, hatte das Mannli die ganze «Zunne» fast ganz allein gegessen. Die Männer wurden etwas ungehalten. Doch sie liessen sich nichts anmerken. «Ich koche euch nochmals eine «Zunne», sagte gutmütig der Senne. «Dieser kleine Gast hat wohl lange nichts Rechtes mehr gehabt.» «So ist es», sagte das Mannli dankbar. Als die zweite «Zunne» zubereitet war, langte auch das Mannli wieder hastig zu, und im Nu hatte es auch diese «Zunne» wieder fast allein aufgegessen. Den Männern blieb der Mund offenstehen. Dass ein solch kleines, altes Mannli soviel in den Magen hineinstopfen konnte, wollten sie nicht begreifen. Mit leeren Mägen gingen die Männer heimzu und machten sich in ihrer Hütte noch einen Imbiss zurecht.

Von jetzt ab ging es jeden Abend so. Das «Zunnemannli», wie man das fremde Mannli jetzt nannte,

war immer dort zu Gast, in welcher Hütte die Reihe zum «Zunnemachen» war. Es ass und ass, und die Sennen konnten noch soviel nachkochen. Sie wurden nicht mehr satt, dort, wo sie zu Gast weilten. Nun werweissten sie, woher das «Zunnemannli» wohl komme, und sie beratschlagten, wie sie es vertreiben könnten. Aber das Mannli liess sich nicht vertreiben. Eines Nachts erwachte ein Hüterbub wegen eines Lärms. Er öffnete die Augen und an seinem Heulager sass das «Zunnemannli» und weinte bitterlich. «He, du!», meinte der Hüterbub, «warum weinst du denn so sehr? Und warum bist du da oben bei mir? Hast du keine eigene Schlafstätte?» Das Männchen schüttelte den Kopf und sagte: «Ich brauche keine Schlafstätte, aber mich plagt der Hunger so sehr, dass ich diese Nacht da unten bei euch am Feuer eine «Zunne» machen wollte. Aber ihr habt das Feuer gelöscht. Eine arme Seele kann jedoch nicht selber ein irdisches Feuer mehr entfachen. Solches können nur sterbliche Menschen tun. Ach, mein Hunger ist so gross, o weh!» Der Hüterbub war erschrocken, als das Mannli ihm sagte, dass es ein Geist sei. Mit Geistern wollte er nichts zu tun haben. Es wurden an den Abenden gar viele Gespenstergeschichten erzählt, dass ihm nachts davon träumte, und er im Schlaf manchmal aufschrie. «Kann ich wenigstens etwas für dich tun?», fragte er das Männchen. «Ich tue alles für dich, wenn du nur verschwindest.» «Bete für mich und die armen andern Seelen dein ganzes Leben lang und denke immer daran, keinen hungrigen Menschen von der Schwelle zu weisen. Dann hast du mir geholfen. Ich habe, als ich noch lebte und jahrelang der Hunger im Toggenburg herrschte, da oben auf den Alpen in Saus und Braus gelebt. Ich kannte kein Erbarmen mit hungrigen Menschen. Sie mussten zusehen, wie ich mich aus lauter Futterneid zu Tode ass. Nun bin ich seitdem eine arme Seele, die keine Ruhe finden kann und stets Hunger hat und nie satt wird. Kannst du mir helfen? Willst du tun, was ich dir gesagt habe?» «Ja, ich tue es gerne», antwortete ihm der Hüterbub mitleidig. Meine Mutter wird mir auch zu beten helfen. Meine Eltern sind rechtsschaffene Leute. Sie helfen gerne andern Menschen, die es schlechter haben als wir, obwohl wir selber arm sind. «Tausendmal Vergelt's Gott», sagte darauf das Mannli und verschwand. Der Hüterbub erzählte am andern Tag den andern Sennen, was er in der Nacht erlebt hatte. Alle Sennen beschliessen, immer nach dem Tischgebet noch für das «Zunnemannli» und die andern armen Seelen zu beten.

Von diesem Tag an kam das «Zunnemannli» nicht mehr. Die Sennen konnten sich wieder satt essen. Aber zeitlebens gedachten sie der armen Seele, und sie wiesen keinen Bettler von der Schwelle.

Der vermeintliche Tausch

Liesel war eine Geisshirtin, und sie wohnte oben in der Nähe des Thurfalles, im jetzigen Ort Unterwasser. Dort lag sie sommertags in der Wiese, ganz nah beim rauschenden Wasserfall und hütete die Ziegen der Bauern. Weil sie Zeit zum Träumen hatte, guckte sie immerfort den ziehenden Wolken nach und wünschte, sie wäre reich. Manchmal mochte sie wohl auch ihrer guten Mutter gedenken, die ihr so oft vom lieben Gott und seinen Engeln erzählte und die ihr noch sterbend ans Herz gelegt hatte, doch ja das Beten nie zu vergessen, damit es einst ein Wiedersehen für beide geben würde. Liesel aber dachte weit weniger ans Beten als ans Reichsein und an irgendein Glück. Schön hätte sie es haben wollen. Sie merkte gar nicht, wie schön sie es hatte. Da aber lief ihr einmal über all dem Träumen ein Geisslein in die Schlucht und versank im tosenden Wasserfall. Erschreckt schaute sie hinunter. Es war aber schon weit fortgeschwemmt. Ach, es war ein so schönes weisses Geisslein gewesen. — Nachdem es schon lange Nacht geworden war und der Mond am Himmel leuchtete, sass Liesel immer noch am Abgrund, hörte traurig dem Rauschen des Wasserfalles zu, meinend, das ertrunkene Geisslein müsse und müsse wieder heraufkommen. Wenn es dann im Wasser silbern vom Mond aufglänzte, sah es aus wie ein schimmerndes Fell, aber dann sprangen die silbernen Punkte auseinander, und sie merkte, dass alles nur ein Trugbild war. Nein, das Geisslein kam wohl nie mehr zurück. — Da tauchte plötzlich ein lichtiges Gebilde, wie eine Wolke vom Wasser auf. Ihr Kahn blieb stehen und gondelte sacht, fast unmerklich in ihre Nähe. Die Wolke verliess den Kahn, der wie Gold aussah und kletterte, nein, huschte den Fels herauf zu ihr. Beinahe kam Liesel das Fürchten an; wäre nicht alles so wunderbar schön gewesen, dann hätte sie sich wohl eiligst davon gemacht. Bei ihren Geissen zu Hause war Wärme und Schutz. Doch das, was jetzt vor ihr stand, trug Kleider aus blitzendem Geschmeide und war wohl ein Königskind.

«Ei, du mein . . .!» tat Liesel voller Staunen und hielt sich selber an den langen Zöpfen fest. Aber ehe sie sich nur vom Staunen erholt hatte, schlugen die Wellen ans Ufer, und im Gebüsch verfang sich der goldene Kahn, als wartete er. Fast verächtlich schaute die Prinzessin auf ihn hinunter, als wollte sie sagen: «Dich brauche ich jetzt nicht mehr.» Die Prinzessin war eine Nixe mit grünen bemoosten Haaren, aber ihr Mantel schien aus purem Gold. Und mit ihrem Geschmeide spielend, das ihr am Halse hing, fing sie an zu sprechen: «Bist du es, die ein Geisslein hier unten verloren hat durch Unachtsamkeit? Es kam eins zu uns und klagte, dass seine Hirtin nicht auf es achtgab, denn sie liege allezeit im Gras und träume davon, sehr reich zu sein, mit schönen Kleidern, mit Geschmeide und Gold. Wenn du es bist, dann tausche mit mir und du wirst reicher sein, als wenn dir die Schätze der Erde gehörten. Der Palast meines Vaters ist aus Perlen und Korallen gebaut. Dies alles will ich dir geben. Aber auch ich habe meinen Preis.» Aengstlich fragte Liesel: «Und der wäre?» — «Wir Nixen haben alles, aber das Wichtigste fehlt uns. Wir haben keine Seele. Wir kommen nie in den Himmel. Wenn die Erde ausgelöscht ist, werden auch wir ausgelöscht sein. Gib mir deine Seele und lass mich statt deiner ein Mensch sein, damit ich zu Gott in den Himmel komme. Dann magst du meinewegen dafür all meine Schönheit besitzen und allen Reichtum, der in den Wassern wohnt. Du sollst die Paläste meines Vaters haben und den Fürstensohn, der um mich freit.»

«Und du?», wollte Liesel voller Staunen wissen. «Wirst du dann meine Ziegen hüten und am Feuer in der Hütte oder im Freien die Kartoffeln braten? Wirst du dann in Lumpen gehen wie ich und auf der Streue bei den Tieren schlafen? Willst du deine Hände und Füße von den Dornen der Brombeeren zerkratzen lassen, wenn du eine Ziege suchst? Willst du so arm sein wie ein Bettelkind und nichts haben als die Erde unter den Füßen?»

Das Nixlein nickte und strahlenden Auges sagte es: «Ich will nichts haben als eine lebendige Seele und das Glück und die Gewissheit, einmal zu Gott zu kommen und ewig bei ihm zu sein.» Da wurde es dunkel vor Liesels Augen und die Erkenntnis, wieviel sie besass, begann mit der Versuchung zu streiten. Gold und andern glänzenden Schmuck zu haben und eine Prinzessin zu sein, war verlockend. Aber warum wollte die Nixe mit ihr tauschen? War denn die Seele,

die sie hatte, so viel mehr wert? Sie zauderte. Aber das Nixlein bat, lockte und flehte, den strahlenden Schmuck im Mondlicht baumelnd. Da aber fiel der Liesel das Wort eines alten Hirten ein, der manchmal mit ihr am Herde der Mutter gesessen: «Was den andern wert ist, muss kostbar für dich sein!» Ach, sie war wohl eine Torin gewesen, müssig auf der Wiese zu liegen und Besseres zu wünschen, als sie besass. Sie hatte das Beten vergessen und die Pflicht, darauf zu achten, dass ihr kein Geisslein verloren ging. Sie dachte plötzlich an ihre verstorbene Mutter, die ihr noch am Sterbebette sagte: «Kind, tu immer deine Pflicht und vergiss ja das Beten nie!» Sie hatte mit ihren törichten Wünschen das Nixlein aus den Fluten heraufbeschworen. Wenn sie noch einen Schritt weiterging und ihre Seele um glänzenden Schmuck verkaufte, sass sie auf immer unten im gläsernden Grund, wahrscheinlich fern in einem Meer, das sie nicht kannte. Dort könnte sie dann ihre Tränen ins grüne Wasser weinen, weil sie nie in den Himmel kam und niemals ihre gute Mutter wieder sah. Von Grauen erfasst, da sie die kalten Hände der Nixe verspürte, schrie sie: «Nein, ich kann und will nicht tauschen. Scher dich fort von mir und gehe dorthin, wo du gekommen bist! Sieh, dein Kahn wartet auf dich!» Da ging die Nixe mit Wehklagen von ihr weg, wie ein Hauch ging sie den Felsen hinab, auf den Wasserfall zu, erfasste den Kahn und verschwand im Wasser und lange noch hörte man im Rauschen des Wasserfalles ein erschütterndes Wehklagen. Liesel floh erschreckt über die Wiesen und die Heide und lief durch die Nacht in den Stall. Erst im Stroh, bei den warmen Leibern der schlafenden Ziegen, fühlte sie sich geborgen. Und jetzt erst so recht erkennend, was ihr gedroht hatte, kniete sie im Stalle hin und den Blick durch das Fenster gerichtet, durch das schon der Morgenstern schaute, dankte sie Gott aus innerstem Herzensgrund, dass sie ein Mensch mit einer unsterblichen Seele war. — Von da an hatte Liesel nie mehr vom Reichtum geträumt. Sie lernte mit ihren Augen all die Schönheit sehen, die sie umgab, und ihre Hände falteten sich wieder, und sie wurde ein glückliches Gotteskind, das nie mehr jene schreckliche Nacht vergass, in der sie beinahe mit der Nixe ihre Seele um schöne Gewänder und um Reichtum getauscht hätte. Einige Jahre später, als sie zu einer schönen Jungfrau erblühte, lernte sie einen braven, frohen Hirten kennen, und sie heirateten sich und waren ihr Leben lang trotz ihrer Armut glücklich.

Die Sage vom Wildenmannlisloch

Im Bach (eine kleine Häusergruppe, die zum Weiler Starkenbach gehört) wohnte vor vielen Jahren eine weise Frau (Hebamme). Ihr Mann war beim Holzfällen in den Bergen verunglückt. Er hinterliess ihr 13 unmündige Kinder und ein verschuldetes Bauerngütli. Zwei brave Ziegen und einige wackere Hennen sorgten dafür, dass die Familie nicht allzuschwer durchs Leben musste. Sonne gab es im Winter fast keine. Aber die Familie sang und arbeitete den ganzen Tag. Die Mädchen spannen auf ihren Spinnrädern und erzählten sich gegenseitig Geschichten aus alter Zeit. Die Familie war trotz ihrer grossen Armut glücklich, denn der Friede war im Hause, und Friede macht glücklich. Die weise Frau hatte viel zu tun in der Umgebung. Damals war eine kinderreiche Familie noch der ganze Reichtum und jedes Kind brachte auch wieder einen Segen mit. Die Hebamme war auch weit und breit die einzige, die dieses Amtes kundig war. Manche Bäuerin verdankte der wackeren Frau ihr Leben. Aber die Bauern und die Tagelöhner waren bitterarm, denn damals war das Toggenburg noch ein Untertanenland der Habsburger, und es wurde von den Vögten ausgebeutet. Die weise Frau half den Mitschwestern deshalb manchmal nur um Gotteslohn. Sie tat es gerne. Da der Hunger bei den meisten im Starkenbach ständiger Gast war, tröstete man sich gegenseitig, half sich gegenseitig aus, so viel man konnte. Geteiltes Leid ist bekanntlich nur halbes Leid.

Eines Nachts schreckte die weise Frau aus ihren Träumen auf, denn es hatte jemand mit starker Faust an ihr Haustor gepocht. Sie machte in ihrer Kammer den schadhafte Laden auf und rief hinunter: «Wer ist da?» Ein leises Fistelstimmchen, das gar nicht zur harten Faust, die ans Tor schlug, passte, rief: «Weise Frau, mache dich auf und komm sofort herunter! Ich zeige dir den Weg, den du diese Nacht zu gehen hast. Im Wildenmannlisloch, am Fusse des Seluns, wohnen wir kleinen Bergkobolde. Wir hüten die Schätze aus uralter Zeit, die keinem andern Sterblichen gehören als uns allein, uns Zwergen, die unter der Erde leben. Unser Reich ist frei und kennt keine Vögte wie ihr. Komm, beeile dich. Eine unserer Frauen ist in Kindsnöten und bedarf deiner. Niemals sollst du es bereuen, was du diese Nacht tust, denn ausser dieser Bitte haben wir noch eine.» Der Frau war nicht ganz geheuer. Aber sie war tapfer, denn meistens

wurde sie ja nachts aus dem Bette geholt, und sie scheute keine einsamen Wege. Aber mit unterirdischen Gesellen, von denen man manches Gruselgeschichtchen erzählte, wollte sie nicht gern etwas zu tun haben. Nochmals rief das Fistelstimmchen, nur diesmal herrischer und eindringlicher. Sie schwieg. Diesmal rief die Stimme eher flehentlich, und das wirkte bei der weisen Frau. Sie stand auf, denn noch nie hatte sie jemandem eine Bitte abgeschlagen. Als sie unten an dem Haustore angelangt war, sah sie ein winziges Zwergenmännchen vor ihr stehen, nicht grösser etwa als ein junges Kätzchen. Es fasste sie am Schürzenzipfel und drängte: «Beeile dich und folge mir nach und sei ohne Furcht!»

Obwohl es stockdunkel war, ging von der Gestalt des Männchens ein Licht aus, denn sie sah den Weg, auf dem sie durch Steine, Gestrüpp und Geröll rasch wie von Unsichtbarem gestossen vorwärts kam. Der Zwerg richtete den langen steilen Weg kein einziges Wort an sie. Endlich waren sie am Wildenmannlisloch angelangt, als es schon tagte. Sie betrat mit dem Zwergen die Höhle, die sie zwar von aussen schon oft gesehen, aber immer umgangen hatte, wenn sie mit ihren Kindern oder Nachbarn den Selun bestieg. Denn es hiess, in dieser Höhle sei es nicht geheuer. Die Bewohner seien unterirdische Geschöpfe, und Gott sei nicht mit diesen Kobolden. Lange durchschritten sie Labyrinth und dunkle Gänge, und bange dachte sie darüber nach, wie sie wohl wieder aus dieser Höhle herausfinden möge. Plötzlich lichtete sich die Höhle etwas. Zuhinterst in einer Ecke auf einem Laubhaufen stöhnte und jammerte ein Zwergenweiblein. Es sollte gebären, und die Natur kam ihm nicht zu Hilfe. Die Hebamme wusste sofort, was zu tun war. Das verlangte heisse Wasser wurde ihr wie von unsichtbaren Händen gereicht. Sie bekam alles, was sie brauchte, um dem Weiblein zu helfen. Nach einer guten Stunde gebar das Weiblein endlich einen strammen Sohn. Die Wöchnerin gab der weisen Frau dankend ihre winzige Hand. Als die Wöchnerin und das Kindlein gut versorgt waren, wollte sich die Hebamme wieder auf den Heimweg machen. Aber der Zwerg, der sie geführt hatte, versperrte ihr den Weg. Er bat sie zu einem Imbiss, der ihr reichlich beschert wurde. Sie hatte ihn auch nötig. Sie war müde und hungrig.

Der Zwerg, der offenbar der Herr über das unterirdische Volk war, dankte ihr und überreichte ihr einige Erdschollen und stopfte sie ihr in die grosse Schürze, bis sie ganz voll war. Dann machte er vor-

sichtig die Schürze so zu, dass sie nichts davon auf dem Heimweg verlieren konnte. «Heb sie gut auf. Wirf sie auf dem Heimweg ja nicht fort, auch wenn sie dir fast zu schwer sind. Fortan sollst du und deine Familie und alle deine Nachbarn und Verwandten und die, die es gut mit dir meinen, keinen Hunger mehr haben. Du sollst mit diesem Reichtum Gutes tun, nicht alles nur für dich behalten! So gereicht es dir zum Segen. Und noch eins: Bete sieben Tage und sieben Nächte mit allen Bekannten für unser Seelenheil. Denn wir Kobolde haben keine Seelen. Wir können nie das ewige Reich betreten, wie ihr.» Er führte sie in eine hell beleuchtete Kammer, die voll von glänzenden Schätzen war. «Sieh, Weib, dieser Reichtum nützt uns nichts, denn all das ist nur irdisch. Was sind wir Wichte ohne Seelen? Wenn ihr sieben Nächte und sieben Tage gebetet habt, so wird sich euer Gott unser erbarmen und uns auch eine unsterbliche Seele schenken.» «Wird dies denn so ohne weiteres geschehen?», fragte die weise Frau. «Du musst noch etwas tun», erwiderte der Zwerg. «Hier in der Nähe, ganz versteckt, wirst du eine wunderbare Blume finden, es ist eine königsblaue Alpenrose. Noch nie hat ein menschliches Wesen eine solche Blume gesehen. Du weisst es selber, dass es solche sonst nirgends gibt. Wenn du diese Blume findest, heb sie samt der Wurzel aus der Erde, trage sie nach Hause und grabe sie sofort, ehe du die Schürze aufmachst, wieder in deinem Garten ein. Dann begiesse sie täglich mit geweihtem Wasser und bete für uns. Im Herbst, wenn die Blume verblüht ist, wird sie niemals mehr wiederkehren. Aber das macht nichts, dann weisst du, dass sich Gott unser erbarmt hat und uns allen Unterirdischen im Wildenmannlisloch eine Seele gab. Wir werden in Zukunft dann für alle Menschen niemals mehr zu sehen sein. Das Wildenmannlisloch wird verschlossen werden. Willst du uns helfen?» «Ja», versprach die Hebamme feierlich. Sie wusste genau, dass sie Wort halten würde. Sie machte sich auf den Heimweg. Aber sie war so müde, und es dünkte sie, bei jedem Schritte drückten die Erdschollen immer mehr. Aegerlich dachte sie

darán, als die Sonne immer höher stieg und ihr die Schweißstropfen nur so vom Gesicht herunterliefen, die Schürze samt den Erdschollen wegzwerfen. Aber eine innere Stimme, der sie immer gehorchte, gebot ihr, es ja nicht zu tun. In einer verborgenen Mulde fand sie, ohne suchen zu müssen, die blaue Alpenrose. Als sie endlich zu Hause angelangt war, grub sie als erstes die Blume in den Garten ein, segnete sie, holte im Haus geweihtes Wasser und begoss die Blume mit dem Vorsatz, es jeden Tag so zu halten. Dann erst öffnete sie in der Küche die Schürze, wo die Kinder alle um den Tisch sassen und warteten, dass, wenn die Mutter käme, sie mit dem Essen anfangen könnten. Aber es waren keine braunen Erdschollen mehr in der Schürze, sondern grosse Golddukaten, die zu jener Zeit sehr hoch im Preis standen. Es gab selten ein Toggenburger, der auch nur einen davon besass. Der Jubel war unermesslich. Sie waren reich. Wie die weise Frau dem Kobold versprochen hatte, teilte sie mit all ihren Verwandten und Bekannten, Nachbarn und andern Armen das Gold. Von dem Tage an hungerte niemand mehr im Weiler Starkenbach. Es war ihnen allen, als hätten die Golddukaten aus dem Wildenmannlisloch einen besondern Segen. Die weise Frau betete mit allen Nachbarn sieben Tage und sieben Nächte hindurch, ohne zu schlafen, damit die armen Kobolde endlich zu einer unsterblichen Seele kämen. Nach dem siebten Tage waren sie allesamt so müde, dass sie sich kaum mehr aufrecht halten konnten. Sie schliefen drei Tage und drei Nächte hindurch und besorgten nur das Nötigste im Stall und im Haus.

Im Herbst starb die wunderschöne, blaue Alpenrose ab. Da wusste die weise Frau, dass die Kobolde im Wildenmannlisloch endlich eine Seele hatten, und getrost ging sie eines Tages dort hinauf. Als sie aber oben war und vor der Höhle stand, war ein Tor angebracht. Es zeigte sich niemand. Aber im Innern der Höhle vernahm sie ein wundervolles Singen und Jubilieren und deutlich hörte man die Stimme des Koboldes: «Wir sind erlöst und preisen Euren Schöpfer, der jetzt auch der unsere ist.»

